HANS PETER HERRMANN

**Das Bild der Germanistik zwischen 1945 und 1965
in autobiographischen Selbstreflexionen
von Literaturwissenschaftlern**

Dieser Band soll erkunden, wie wir heute, *ex post*, die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft sehen. Auch diejenigen unter den Autoren, die schon zwischen 1945 und 1960/65 im Fach gearbeitet hatten, waren nach ihrem heutigen Urteil gefragt. Solche sporadischen Erinnerungen sind eindrücklich genug (S.387–433 in diesem Band); wie aber war insgesamt das »intellektuelle Kräftefeld Germanistik«¹ in den Augen derjenigen gegliedert, die diese Zeit selbst aktiv mitgestaltet hatten?

Von einigen von ihnen liegen autobiographische Selbstreflexionen vor: von west- und ostdeutschen Germanistikprofessoren, die schon vor 1945 tätig waren – von westdeutschen Studenten und Assistenten, die damals ihre akademischen Karrieren begannen – von Emigranten, die Deutschland und das Fach von außen sahen.² Wo haben sie damals Brüche in der Fachgeschichte erfahren, wo sahen – oder suchten – sie Kontinuitäten und Kontinuität? Zwar: eine unvermittelt zeitgenössische Realitätswahrnehmung läßt sich auch in diesen Texten nicht finden.³ Die meisten von ihnen sind geschrieben nach der und in Antwort auf die Kritik, die die Germanistik der fünfziger Jahre durch die Protestbewegung erfuhr. Ihre Autoren erzählen nicht eine unschuldige Geschichte der Nachkriegsgermanistik,⁴ sondern offerieren ein parteiisches Bild. Sie beschreiben, wie ihnen das Bild der Vor-achtundsechziger-Germanistik erschien unterm zeitgenössischen Postulat von deren Ende. Näher an das eigene Selbstbild der Zeit ließe sich nur über Briefwechsel aus den fünfziger Jahren herankommen. Dafür stellen aber die Autobiographien die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität sehr explizit und beantworten sie bewußt vor dem Hintergrund einer Gesamtinterpretation ihrer eigenen Erfahrung. Sie öffnen damit den Blick über die Fachgeschichte hinaus in die politische Geschichte und deren weltanschauliche Verarbeitung – eine Dimension, die hier stärker in den Mittelpunkt rückt.

Fragt man, wie in den autobiographischen Selbstdeutungen⁵ die Geschichte des Faches Germanistik nach 1945 perspektiviert wird, so trifft man bei den in Deutschland Gebliebenen auf zwei sehr unterschiedliche Deutungsmuster. Ich will sie »befreiende Wiedergeburt und Verfall« und »Neuorientierung und langsamer Aufstieg« nennen. Hinzu kommt durch die Emigranten ein drittes Muster, das eine Zäsur schon 1933 setzt und das in vergleichbarer Kürze mit der Formel »historische Katastrophe und lebenslange Bewältigung« bezeichnet werden kann.

»Befreiende Wiedergeburt und Verfall«: Die Übergangsgeneration

Hauptrepräsentant dieses Deutungsmusters ist Benno von Wiese, 1945 bis 1970 Ordinarius in Münster und Bonn. Seine Autobiographie mit dem selbstbewußten Titel *Ich erzähle mein Leben* stellt die Geschichte der Literaturwissenschaft dar als Kontinuität über 1945 hinweg und als Bruch mit den bisherigen Traditionen um 1965/68. Methodisch und personell verbindet sich die Kontinuität in seiner Darstellung mit der Geisteswissenschaft der späten zwanziger Jahre: mit seinem Studium in Heidelberg bei Jaspers und Gundolf, mit Gundolfs Person und Wissenschaft, die unter dem Motto »Geist als Leben« firmieren, mit Korffs *Geist der Goethezeit*, der als maßgebliche Verbindung von Literaturgeschichte und Philosophie erscheint.⁶ An diese methodische Tradition knüpft für von Wiese der als Glück erfahrene Neuanfang von 1945 im Stil und in den Inhalten an. Von da an geschieht für ihn in den fünfziger Jahren methodisch nichts Neues; Staigers *Grundbegriffe der Poetik* (1946) und *Kunst der Interpretation* (1955) z. B. werden nicht als inhaltlicher Neuanfang, sondern als »Vorstoß ins Künstlerische und Sublime«, also als weiter befreiende Ergänzung, interpretiert.⁷

Inhaltlich findet der Autor für diese wiedergefundene Kontinuität starke Sätze: »Innerhalb der Ruinenwelt und der täglichen Existenznot waren wir alle mit dem Nichts konfrontiert. Aber dieses Nichts bedeutete die Chance zu etwas Neuem. Grenzenlos war die Bereitschaft, die seit Jahren verlorene, tyrannische und ins Unwahre verfälschte Welt des Geistes als eine wahrhaftige Welt neu zu entdecken. Professoren und Studenten von damals lebten im gleichen Rhythmus dieses Aufbruchs in ein unbekannt gewordenes Land.«⁸ Das ist ein vertrackter

Text. Postuliert wird das Neue, aber unter der Hand wird es als das Alte enthüllt. Der mit starken Worten pointierte Neuanfang wird gefeiert als Wiederentdeckung eines alten Wahren; verloren ging in den Wirren des Nationalsozialismus und des Krieges die zeitlose »Welt des Geistes«, eines eigenen Reiches jenseits von Ruinen, Existenznot und Tyrannis. Das heißt: 1945 wird verstanden als wiedererrungene Kontinuität und diese Kontinuität als eine des Geistes und des Geistigen, zu dem die deutsche Universität und die Germanistik noch einmal zurückfinden konnten. Ein solcher Geschichtsbegriff interpretiert – folgerichtig – Nationalsozialismus und Krieg als Schicksal: schrecklich, auf eine nicht näher zu bestimmende Weise mit eigener Schuld belastet, aber dem Geist äußerlich und deshalb in der Wissenschaft nicht zu reflektieren. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust ist eines der bedenklichsten, in vielem jedoch generationstypischen Kapitel in von Wieses Autobiographie.

Schlimmer als Nationalsozialismus und Krieg und folgenreicher für die Wissenschaft und den Geist sind – in von Wieses Perspektive – die Veränderungen, die seit Anfang der sechziger Jahre die Universität zur Massenanstalt machten, die Studenten zu anspruchsvollen Stipendienempfängern und die Literaturwissenschaft zum Tummelplatz geistfremder Texttheorien. Erst die Zeit um 1965/68 also wird verstanden als Bruch und dieser Bruch als das Eindringen eines allgemeinen gesellschaftlichen Unglücks namens bürokratisierter und entfremdeter Wohlstandsgesellschaft in Universität und Literaturwissenschaft, wodurch die Verbindung von Universität und »Geist«, die der Nationalsozialismus und der Krieg gefährden, aber nicht zerstören konnten, endgültig vernichtet, der Geist wohl auf Dauer besiegt wurde.

Von Wieses *Erinnerungen* sind zweifellos geprägt von nachträglichen Selbststilisierungen und von Ideologisierungen, mit denen der Autor den Schock von 1966/68 zu verarbeiten suchte und auf die Angriffe aus dem eigenen Schülerkreis reagierte, über die er bitter und gekränkt berichtet. Doch scheint mir außer Frage, daß das historische Deutungsmuster seiner Autobiographie und das Geist-Materie-Schema, das ihm zugrunde liegt, seine Wissenschaftsauffassung wie seine Selbstdeutung als Universitätslehrer und Intellektueller richtig wiedergibt.⁹ Und ebenso sicher scheint mir, daß beide Denkformen einen relativ hohen Grad von Repräsentativität für die mit von Wiese gleichaltrige Professorenschaft besaßen.¹⁰

Das Schema »Kontinuität über 1945 hinweg, aber tiefer Bruch danach« verbindet von Wieses Buch mit den autobiographischen Darstellungen Friedrich von der Leyens, Josef Nadlers und Herbert Cysarz'. Von ihnen verschwanden Nadler (1925 Ordinarius in Königsberg, 1931–1945 in Wien) und Cysarz (1928 Ordinarius in Prag, 1938–1945 in München) nach 1945 aus politischen Gründen aus der Institutionengeschichte der Germanistik, auch wenn ihre Schriften z. T. noch präsent waren. Beider Autobiographien sind reine Rechtfertigungsschriften für ihre Tätigkeit im »Dritten Reich«; beide konzeptionalisieren die Wissenschaftsgeschichte als Einheit seit den zwanziger Jahren (Cysarz) bzw. seit der Jahrhundertwende (Nadler) durch das »Dritte Reich« hindurch bis in die Zeit nach 1945; beide sehen die Zeit nach 1945 ähnlich wie von Wiese als Epoche der Vermassung, Vergesellschaftung und Entfremdung; beide arbeiten dabei mit dem wissenschaftstheoretischen Konzept eines der politischen und gesellschaftlichen Realität enthobenen Geistes.

Auch der Kölner Altgermanist, Märchen- und Mythosforscher Friedrich von der Leyen, eine Generation älter als von Wiese und 1936 von den Nationalsozialisten zwangspensioniert,¹¹ periodisiert das Erlebte in gleicher Form und nach dem gleichen Muster. 1945 war für ihn kein Bruch, sondern äußerlich ein Neuanfang, der innerlich die Rückkehr zum alten Wahren bedeutete. Lebensgeschichtlich vermittelt, erscheint auch bei ihm die Zeit nach Nationalsozialismus und Krieg schon in den Überschriften als Wiederanknüpfung an unterbrochene Tätigkeiten: »Rückkehr ins Lehramt«, »Wieder in Köln«, »Wiederaufbau«. Und auch hier wird die Kontinuität beschworen mit der Figur einer Rückkehr zum reinen Geist: »Diese Jugend kehrte enttäuscht und verbittert, betrogen aus einem Krieg zurück, der ihnen jahrelang Entbehrung, Opfer und Verluste brachte, Verwundungen und Verstümmelungen, Schwächung ihrer Lebenskraft, grauenhaftes Erleben. Und was hatte man ihnen nicht alles versprochen! und wieviele hatten diesen Verheißungen geglaubt! – Nun aber durften sie die reine Luft des Geistes atmen. Ein Leben, das sich über die Zeit erhob, dem Unvergänglichen dienend, kein zerrissenes, ein unteilbares Leben. Daß ihre Sehnsucht sie dahin trieb, daß sie darin bleiben wollten, das gab uns Alten etwas von Zuversicht zurück, von dem Glauben an das bessere Deutschland. Was Hitler und was die Seinen tun konnten, um unsere Jugend zu verderben, das haben sie getan, aber die, auf die es ankam,

haben sie trotz allem nicht verderben können.«¹² Wieder steuert das umfassende Weltdeutungsschema »Geist versus Materie« die Erfahrungen des politischen wie des individuellen Geschehens, bis in die Wortwahl hinein; wieder hierarchisiert das Schema die geschichtliche Erfahrung und entlastet von Schuld. Schlimmer (für den Geist wie fürs geistige Subjekt) als Nazizeit und Krieg ist dann die Entwicklung nach 1945.¹³ Schicksalhafte Entwicklung, dem Subjekt von außen zugestoßen, sind beide; eine Verantwortung des Subjekts für die Gesellschaft, in der es lebt, kommt damit gar nicht erst in den Horizont der Betrachtung.

Es geht mir nicht darum, zu bezweifeln, daß das Kriegsende beglückend als Rückkehr zum Geistigen erfahren werden konnte.¹⁴ Es geht mir um die Universalität und Reichweite eines Weltdeutungsmusters, das die Erfahrung vom Ende des Nationalsozialismus in ein allgemeines, hochideologisiertes Schema einreicht und zugleich das Verständnis des eigenen Berufsfeldes steuert – mit Konsequenzen, die weit über die Fachgeschichte hinausreichen: die Umdeutung geschichtlicher Verantwortung als Schicksal, die Einbettung des Nationalsozialismus in ein allgemeines Verfallparadigma der Moderne. Ich denke, daß die aus dem deutschen Idealismus übernommene Vorstellung von einem oberhalb der Realität angesiedelten »Geist« weite Bereiche der deutschen Universitäts- und Kulturgeschichte erklären kann. Für die Germanisten bringt sie einen unschätzbaren zusätzlichen Gewinn. Sie privilegiert das eigene Fach mit einer erheblichen Portion an symbolischem Kapital. Das gilt ganz praktisch. In der Vorstellung vom »Geist« dürfte ein Schlüssel zu Persönlichkeit und Erfolg dieser Literaturwissenschaftler zu sehen sein. »Geist« war der Gegenstand ihres Faches, war der Gegenstand ihrer (»Geistes«-)Wissenschaft als des Inbegriffs von Wissenschaft überhaupt, war der Inhalt ihres Universitätslehrer-Berufs mit seiner gesellschaftlich herausgehobenen Stellung, seinen Privilegien und seiner Macht, und »Geist« war der Zentralbegriff ihrer Weltdeutung, der es ihnen erlaubte, sich selbst als »Diener des Geistes« immer auf der richtigen – wenn auch leider oft ohnmächtigen – Seite von Geschichte und Gesellschaft zu sehen.

Die bruchlose Identifikation ihres von wenig Selbstzweifeln gehemmten Selbstbewußtseins mit einem als Substanz verstandenen Geistbegriff muß auch in Rechnung stellen, wer die immense Schreib- und Organisationsleistung erklären will, die bei allen vier Ordinarien

die Basis ihrer Erfolgs-Karrieren war. Sie fühlten sich einem »Geist« verpflichtet, der sie in Übereinstimmung hielt mit ihrer bildungsbürgerlichen Schicht, ihrer bürgerlichen Klasse und der Geschichte bürgerlicher Kultur seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Beeindruckt und befremdet steht der Angehörige einer jüngeren Generation vor diesen Selbstbildern aus seiner Lehrergeneration¹⁵ mit ihrer schwer erträglichen Mischung aus berechtigtem Leistungsstolz und selbstgerechter Unbelehrbarkeit.

»Neuorientierung und mühsamer Aufstieg«: Die Nachkriegsgeneration

Ein anderes Geschichtsbild findet sich in den autobiographischen Kurzreflexionen, die Siegfried Unseld 1972 in einem Sammelband vereinigt hat.¹⁶ Hier kam die nächste Generation von Hochschulgermanisten zu Wort, der älteste 1917 geboren (Walther Killy), die anderen zwischen 1922 und 1927. Killy und Wapnewski hatten schon vor 1945 mit ihrem Studium begonnen, andere kamen erst 1945 auf die Universität. Wie zu erwarten, kommt für sie schon lebensgeschichtlich eine Vorstellung von Kontinuität vor/nach 1945 nicht in Frage; aber auch inhaltlich strukturieren die Jüngeren das intellektuelle Feld »Germanistik zwischen 1945 und 1960« auf neue Weise, wenn sie nach 1968 auf ihre eigenen Anfänge zurückschauen.

So erscheint z. B. bei Karl Otto Conrady die Zeit nach 1945 nicht als Zeit eines befreiten Aufschwungs zum Geist, sondern als eine durchaus mühsame Pfadsuche zwischen den Epochen. Conrady sieht sich auf dem Weg zwischen der Versuchung, in ein Reich des Geistes und der Innerlichkeit zu evasieren, einerseits, und der unausweichlichen Konfrontation mit der Gegenwartsgesellschaft andererseits; sie wird als eine stets präsente Wirklichkeit erfahren, die sich »neu formiert und aus der Betäubung erwacht«.¹⁷ Persönliche Identität, Rolle, Beruf und Sinn wissenschaftlicher Arbeit müssen erst noch gefunden werden, und dabei kann ihm die Germanistik, wie sie Conrady in Benno von Wiese gegenübertritt, eben wegen ihrer Geistorientiertheit wenig helfen: »Der Sinn schien vorausgesetzt, und in den Vorlesungen erhielt ich auf diese Fragen keine Antworten.«¹⁸

So entschieden wie Conrady gehen z. B. Killy und Lämmert nicht

mit der Nachkriegsgermanistik ins Gericht. Killy, neun Jahre älter, setzt sich mit der Literaturwissenschaft vor 1945 auseinander: Die habe sich nicht nur mit den Machthabern arrangiert, sondern habe die lebendige Auseinandersetzung mit den Texten ersetzt durch Weltanschauung, »das Bild des Bildes der Welt«. ¹⁹ Ein Urteil über die Germanistik nach 1945 spart er aus; wichtige Hilfe scheint auch er nicht von ihr erhalten zu haben. Lämmert betont die wohltuende Redlichkeit von Günther Müllers »Askese des genauen Hinsehens, Messens und Vergleichens«, ²⁰ kritisiert aber auch die Gesellschaftsferne einer vorwiegend an der deutschen Klassik ausgerichteten Dichtungstradition und Wissenschaftssprache. ²¹

Dabei sind den jüngeren Autoren die Wonnen des Geistes und die Trennung von Wirklichkeit und Literatur keineswegs fremd. Auch Conrady, Killy und Wapnewski schildern die Nazizeit und den Krieg als ungeistig und beschreiben auf eindrückliche Weise das Reich der Literatur, des Geistes und des Lesens als Refugium. Aber diese Trennung von Geist und Wirklichkeit wird von ihnen als erzwungen dargestellt; sie wird nicht ideologisiert, sondern als problematisch erfahren. ²² Selbst Killy, der 1972 noch am deutlichsten die Massenuniversität und die illiterate Unkultur der Gegenwart beklagt, hat aus der Erfahrung der Zeit vor 1945 die Notwendigkeit der ständig neuen Vermittlung von »Geist« und »Realität«, Literatur und Gesellschaft gelernt und stellt dies als Aufgabe für die Literaturwissenschaft dar. ²³

So verbinden sich auch für Killy die fünfziger Jahre mit der Zukunft der Germanistik; für Conrady und Lämmert stellt sich diese Zeit ohnehin als zur Zukunft geöffnet dar. Noch allerdings fallen für sie lebensgeschichtliche und fachinterne Periodisierung auseinander; dem realgeschichtlichen Bruch von 1945 steht eine Germanistik gegenüber, die an einer unreal gewordenen Traditions-Kontinuität festhält und erst in den späten sechziger Jahren zu einer überzeugenden Selbstdefinition und Methodik gelangt. Damit bestätigen sie für das Fach die Kontinuitäts-These der Älteren, zeigen sie aber als brüchig und begrenzt: Sie entspricht nicht mehr ihrer Wirklichkeitserfahrung und nicht ihrer Wunschvorstellung vom Fach. Sich selbst aber beschreiben sie als noch zu schwach, einen anderen Begriff von Literaturwissenschaft zu entwickeln und ihn in einer Revision der Germanistikgeschichte zu begründen. Daß sie dann um 1965 aktiv die Neuorientierung der Germanistik betreiben und sie mit einer Kritik ihrer Traditionen beginnen,

hatte auch die Funktion, lebensgeschichtliche und fachinterne Interpretation der Geschichte wieder zusammenzubringen.

Wir sprechen im Hinblick auf die sechziger Jahre in unserem Fach gern vom »Paradigmenwechsel«. Der Begriff ist mißverständlich. In Wahrheit wurde nicht ein Begriff von Literatur und Literaturwissenschaft durch einen anderen abgelöst; vielmehr fand eine Umschichtung innerhalb eines beiden Zeiten gemeinsamen Problemfeldes statt. Anders als ihre Lehrer es sahen, betrieben die Reformer von 1968 nicht die Ablösung eines von Geist und Phantasie bestimmten Dichtungsbegriffs durch einen von Gesellschaft bestimmten, sondern sie suchten nach einer anderen Verbindung zwischen »Geist« und »Gesellschaft«. Angesichts ihrer Erfahrung von Nationalsozialismus und Kriegsende versagte das Lösungsangebot der Tradition für das Problem, wie Literaturwissenschaft und gesellschaftlich-politische Wirklichkeit miteinander zu verbinden seien (nämlich dichotomisch). Die Suche nach einer anderen, 1945 noch in der Zukunft liegenden Synthese brachte sie später, in der Rückschau, dazu, das historische Feld »Geschichte der Germanistik nach 1945« umzugruppieren. Hinter der Diskontinuität der Lösungsversuche ist die Kontinuität des Problems zu erkennen. Die damals gefundenen Lösungen sind heute erneut umstritten. Das Problem ist das gleiche geblieben. Es ist das Grundproblem unseres Faches. Wenn die Lösungen für die Basisprobleme neu formuliert werden müssen, erfahren wir das als Kontinuitätsbruch.

»Historische Katastrophe und lebenslange Bewältigung«: Die Emigranten

Anders als bei den in Deutschland gebliebenen oder hier aufgewachsenen Literaturwissenschaftlern ist bei den aus Deutschland verjagten das Leben und Denken geprägt von der Erfahrung des Nationalsozialismus. Die erzwungene Emigration mit ihrer Vorgeschichte²⁴ und ihren Folgen²⁵ ist von ihnen als traumatisierender Eingriff einer übermächtigen, geschichtlichen Gewalt in das eigene Leben erfahren worden;²⁶ die autobiographische Selbstreflexion dient weitgehend der Auseinandersetzung mit diesem Ereignis. Auch was sie über ihre Arbeit als Literaturwissenschaftler schreiben, steht im Schatten dieser Erfahrung und der von ihr erzwungenen Lebenszäsur um 1933.

Das gilt in eingeschränktem Maß selbst für Werner Vordtriede, dessen von George bestimmte Dichtungsvorstellung noch am ehesten in der Nähe des »Leben-Geist«-Gegensatzes von Cysarz oder von Wiese gesehen werden kann. Aber was bei den deutschen Ordinarien zum Antrieb für eine robuste Lebensbewältigung dient, sichert diesem Literaten eine fragile Form des Überlebens in den USA. Sein Tagebuch schildert ihn in einer von der Wirklichkeit abgespaltenen Welt aus deutscher und europäischer Dichtung, Musik und Malerei, verwoben in ein dichtgeflechtes Netz aus Lektüre und persönlichen Kontakten zu deutschen Intellektuellen. Das Fach Literaturwissenschaft nimmt in seinen Selbstreflexionen, soweit sie erschienen sind, nur einen marginalen Platz ein, zum »Akademischen« hält er ohnehin Distanz.²⁷

Auch in den autobiographischen Nötizen Bernhard Blumes spielt die Literaturwissenschaft kaum eine Rolle; die deutsche Germanistik erscheint gar nicht, die US-amerikanische unterm Aspekt der Schwierigkeiten der Emigrantenexistenz.²⁸ Dafür wird die Beschäftigung mit der Literatur explizit in die Auseinandersetzung mit der politischen Wirklichkeit einbezogen. Blume, der in den USA sehr bewußt vom Literaten zum Literarhistoriker wechselte, sieht seine Lehrtätigkeit unter dem von der Emigrantensituation geprägten Doppelaspekt: in den USA die deutsche Kultur als das »andere Deutschland« zu pflegen und Aufklärung zu treiben über die Natur eines totalitären Staates.²⁹

In den umfangreichen Lebenserinnerungen Hans Mayers nimmt seine Arbeit als Literaturwissenschaftler eine größere Rolle ein, die Germanistik erscheint bei ihm in deutlicherem Profil. Wie alle Emigranten erfährt er den Einbruch des Nationalsozialismus als einen Realitätsschock, der nicht nur sein privates Schicksal, sondern auch sein Denken und sein Bild von Wissenschaft geprägt hat. Eine Aufspaltung der Wirklichkeit in ein Reich des Geistes oberhalb der Realität einerseits und ein Feld geschichtlichen Handelns andererseits verbietet sich ihm angesichts dieser Erfahrung; Literaturwissenschaft interessiert ihn als Teil einer umfassenden, politisch orientierten Geschichtswissenschaft. Dies und die doppelte Anfangssituation 1948 in Leipzig (Anfang einer neuen DDR-Germanistik, Anfang der Professorenkarriere von Hans Mayer) führt zur Problematisierung der bisherigen Wissenschaftsgeschichte. Es ist ein bezeichnender Vorgang, daß Mayer seine Tätigkeit als Literaturwissenschaftler mit einem

Grundsatzreferat über die Geschichte der Germanistik beginnt, in dem er deren nationale und nationalistische Komponenten kritisch herausstellt und damit auf die Notwendigkeit hinweist, diese Geschichte neu zu schreiben.³⁰ Der historischen Darstellung entspricht die Perspektivierung der Gegenwart. Den Epocheneinschnitt sieht Mayer im Jahr 1933. Hier ende die bis zu einem gewissen Grad unschuldige Geschichte der Germanistik, ihre Kooperation mit dem Nationalsozialismus könne nicht mehr ungeschehen gemacht werden. 1945/48 sei (in der DDR) aus dieser Erfahrung die Konsequenz gezogen und ein Neuanfang versucht worden. Damit endet allerdings auch das Germanistik-Bild in Hans Mayers *Erinnerungen*. Die gleichzeitige Literaturwissenschaft in der restaurativen BRD interessiert ihn nicht. Nach der Flucht aus der DDR (1963) war er noch einmal als »Professor für deutsche Literatur und Sprache« in Hannover tätig. Er berichtet über seine Arbeit dort, aber ein Blick auf »das Fach« kommt dabei nicht mehr zustande. Lebensgeschichte und Selbstdefinition als ein politischer Intellektueller führten ihn aus der akademischen Literaturwissenschaft heraus.

Ergiebiger für eine fachhistorische Fragestellung ist die Autobiographie des jüngsten der drei nach den USA emigrierten Literaturwissenschaftler. Egon Schwarz berichtet von der prägenden Kraft, die er 1949 und später durch den New Criticism erfahren habe; für ihn selber aber sei durch die Erfahrung der Emigration geschichtliche Verantwortung und Einbettung aller Kunst in die »Macht der Geschichte« unabweisbar gewesen. So definiert er die eigene Wissenschaft als den Versuch, in seiner akademischen Laufbahn und in seinen Schriften zwei widersprüchliche Erfahrungen miteinander zu verbinden: die des Ausgesetztseins an eine übermächtige geschichtliche Gewalt und die vom Eigenrecht des literarischen Werks: »Es war, als bestünde ich aus zwei getrennten Hälften, einer literaturkritischen und einer lebensmäßigen, und als dürfte ich nicht eher ruhen, als bis ich die beiden zusammengebracht hätte, denn die Scheidung meines biographischen von meinem beruflichen Ich bereitete mir fühlbares Mißbehagen. Die Überbrückung des Spalts beschäftigte mich zwei Jahrzehnte lang.«³¹

Ich hatte oben an Zitaten von Wieses und von der Leyens darzustellen versucht, wie die Identifikation selbstsicherer Individuen mit einem als Substanz verstandenen Geistbegriff Voraussetzungen für die Le-

bensleistungen dieser Gelehrten war. Ein Zitat wie das aus der Autobiographie von Schwarz zeigt einen ganz anderen Wissenschaftlertyp: ein von den Selbstzweifeln und dem Identitätsproblem des Emigranten geprägtes Ich, das nicht aus dem Willen zur Durchsetzung seiner Person, sondern aus der Notwendigkeit der Bewältigung seiner Brüche die Kraft zu seiner Lebensleistung zieht.³²

Von den drei »Amerikanern« ist Schwarz der einzige, der sich ausdrücklich auf die Situation der deutschen Literaturwissenschaft und Universität während und nach dem Nationalsozialismus bezieht. Er sieht die Zäsur von 1945 unter dem Bild einer künstlich aufrechterhaltenen Kontinuität,³³ und die Entwicklung zur Massenuniversität, die seine älteren deutschen Kollegen als Geistesdämmerung beklagt hatten, interpretiert er als Chance, als einen realitätsgerechten, wenn auch schwierigen Aufbruch zur Institution einer modernen, pluralistischen und demokratischen Gesellschaft.³⁴ So rückt sein Bild neben das seiner (nur wenig jüngeren) Altersgenossen in der BRD – Folge einer generationsspezifischen, neuen Wirklichkeitserfahrung in den westlichen Industrienationen und zugleich eines neuen, internationalen Verständigungshorizontes.

Die Frage, wie in den autobiographischen Selbstreflexionen der Germanisten die historische Gliederung ihres Faches nach 1945 sich darstellt, erwies sich – wie zu erwarten – als abhängig von der Lebenssituation und der geschichtlichen Erfahrung der Urteilenden. Die individuelle Erfahrung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten ist lebensgeschichtlich vermittelt. Der Schock von 1933 prägte das Geschichtsbild der Emigranten auch für die fünfziger Jahre, die Widersprüche von 1945 das Geschichtsbild der Jüngeren, und der »Paradigmenwechsel« der sechziger Jahre, den sie als Befreiung erfuhren, wurde von ihren Lehrern als Ende der Geistes-Wissenschaft interpretiert.

Betrachtet man den Zeitraum aus größerer Distanz, verwischen sich diese Unterschiede zum Eindruck einer großräumigen Bewegung mit internen Ungleichzeitigkeiten. Die oft zitierte »Doppelheit von wissenschaftsgeschichtlicher Kontinuität und politischer Diskontinuität«³⁵ des Jahres 1945 ist ja auch nur ein Teilaspekt, insofern sie das Moment der Diskontinuität auf die politische Ebene begrenzt; für die wirtschaftliche, sozial- und mentalitätsgeschichtliche Entwicklung aber verdichtet sich seit einigen Jahren entschieden der Eindruck, daß

die Zäsur in den sechziger Jahren tiefer ging als die von 1945. Wir müßten richtiger von kultur- und gesellschaftsgeschichtlicher Kontinuität bei politischer Diskontinuität sprechen.

Auch für die Germanistik scheint, nach Auskunft der hier behandelten autobiographischen Texte, in den sechziger Jahren eine Epoche endgültig zu Ende gegangen zu sein, deren Ende für die Emigranten schon 1933 besiegelt war und deren Selbstinterpretationen für die Jüngeren nach 1945 nur noch hohl klangen, obwohl sie noch lautstark verkündet wurden.

Eine solche Deutung wird allerdings nur so lange Bestand haben, wie die Zeitgenossenschaft hält, der sie sich verdankt. Möglich, daß die gesellschaftlichen und kulturellen Erfahrungen, die das Lebensgefühl der jetzt Dreißigjährigen prägen, auch das historiographische Selbstbild der Germanistik wieder umformatieren. Zu einem Gespräch zwischen den Generationen über diese Fragen ist es in Marbach nicht gekommen.

Behandelte Texte

Bernhard Blume, *Narziß mit Brille. Kapitel einer Autobiographie*, aus dem Nachlaß zusammengestellt und herausgegeben von Fritz Martini und Egon Schwarz, Heidelberg 1985.

Karl Otto Conrady, »Reminiszenzen und Reflexionen«, in: *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstages von Robert Minder*, hrsg. von Siegfried Unseld, Frankfurt am Main 1972, S. 39–78.

Herbert Cysarz, *Vielfelderwirtschaft. Ein Werk- und Lebensbericht. Mit vollständiger Bibliographie von Rudolf Jahn und einem Geleitwort des Freundeskreises*, Bodmann–Bodensee 1976.

Walther Killy, »Warum ich Literaturwissenschaftler wurde«, in: *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?*, hrsg. von Siegfried Unseld, Frankfurt am Main 1972, S. 116–137.

Eberhard Lämmert, [Brief an Robert Minder], in: *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?*, hrsg. von Siegfried Unseld, Frankfurt am Main 1972, S. 152–163.

Friedrich von der Leyen, *Leben und Freiheit der Hochschule. Erinnerungen*, Köln 1960.

Hans Mayer, *Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1982–1984.

Josef Nadler, *Kleines Nachspiel*, Wien 1954.

Egon Schwarz, *Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre. Mit*

- einer Nachschrift 1991, 27 Abbildungen und einem Essay von Hans-Albert Walter, Frankfurt am Main 1992 (zuerst: Königstein/Ts. 1979).
- Werner Vordtriede, *Das verlassene Haus. Tagebuch aus dem amerikanischen Exil 1938–1947*, München und Wien 1975.
- Benno von Wiese, *Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen*, Frankfurt am Main 1982.

Anmerkungen

- 1 Christoph König im Einladungstext zum Kolloquium, in: Marbacher Arbeitskreis für Geschichte der Germanistik: *Mitteilungen* 1992, H. 3 (15. März), S. 6.
- 2 Es handelt sich, in chronologischer Abfolge, um: Friedrich von der Leyen (1873–1966), Josef Nadler (1884–1963), Herbert Cysarz (1896–1985), Bernhard Blume (1901–1978), Benno von Wiese (1903–1987), Hans Mayer (geb. 1907); Werner Vordtriede (geb. 1915), Walther Killy (geb. 1917), Egon Schwarz (geb. 1922), Eberhard Lämmert (geb. 1924), Karl Otto Conrady (geb. 1926).
- 3 Zu den Titeln siehe vorstehende Liste (die Kurzangaben im folgenden beziehen sich auf diese Liste). Der Textbestand reicht vom zweibändigen Buch bis zum kleinen autobiographischen Artikel in einem Sammelband; auch ein Tagebuch ist dabei. Den Begriff »Autobiographie« verwende ich hier rein instrumental und unscharf, Unterschiede z. B. zwischen »Autobiographie« und »Erinnerungen« (Hans Mayer etwa zieht ihn am Ende seines Buches sehr pointiert) lasse ich außer acht.
- 4 Dem Thema entsprechend, konzentriert sich mein Interesse auf die Zeit nach 1945, auch wenn viele der Autobiographien früher einsetzen.
- 5 Meine obige Liste ist nicht vollständig. Es fehlen, teils aus sachlichen, teils aus Platzgründen, z. B. Alfred Kantorowicz, *Deutsches Tagebuch*, München 1959 und 1961; weitere Autoren aus Unselds Sammelband (s. u. Anm.); Hildegard Emmel, *Die Freiheit hat noch nicht begonnen. Zeitgeschichtliche Erfahrungen seit 1933*, Rostock 1991; Paul Raabe, *Bibliosibirsk oder Mitten in Deutschland. Jahre in Wolfenbüttel*, Zürich 1992; Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*, Göttingen 1992. – Eine Habilitationsarbeit zum Thema wird derzeit an der Universität/GH Siegen vorbereitet: Ralph Kray, *Erinnerte Wissenschaft. Autobiographische Modelle der Geisteswissenschaften*. Vgl. Marbacher Arbeitskreis für Geschichte der Germanistik, *Mitteilungen* 1994, H. 6 (15. Januar), S. 26f.
- 6 Von Wiese, S. 54f., 63f., 70f.
- 7 Ebd., S. 218.
- 8 Ebd., S. 208.
- 9 Eine kritische Würdigung des akademischen Wirkens, der Schriften und der Wirkung von Wieses vor, während und nach dem Nationalsozialismus ist ein Forschungsdesiderat. Einen Teilaspekt beleuchtet Karl Otto Conrady, »Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966«, in: *Diskussion Deutsch*, H. 100, 1988, S. 126–143.
- 10 In der nächstjüngeren Generation wurden die historischen Zäsuren dann anders gesetzt, doch das Geistschema hat vielfach überlebt. Siehe hierzu Hans Peter

- Herrmann, »Sozialgeschichte oder Kunstautonomie? Zur Problematik neuerer Geschichten der deutschen Literatur«, in: *Kritik der Sozialgeschichtsschreibung. Zur Diskussion gegenwärtiger Konzepte*, hrsg. von Rüdiger Scholz, Berlin 1990 (Argument Sonderband AS 166), S. 173–214; dort S. 200 ff.
- 11 Zu von der Leyens Pensionierung und wissenschaftlicher Position siehe Karl Otto Conrady, *Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung*, Scherenfeld 1990, S. 56–76.
 - 12 Von der Leyen, S. 246.
 - 13 In der Erfahrung des Älteren endet die hohe Zeit des reinen Geistes nach 1945 allerdings früher als im Blick dessen, der in den fünfziger Jahren zum beherrschenden »Großordinarius« der Germanistik aufstieg. Gleich nach der Währungsreform sieht von der Leyen einen langsamen Abstieg in die geistlose Massenuniversität. Nur wenige seiner Studenten seien anders, mit denen arbeite er gern: »Eine Auslese, an Zahl viel geringer als in den wunderbaren Jahren vor dem ersten Weltkrieg, aber es war wieder eine Auslese da« (Von der Leyen, S. 250).
 - 14 Vgl. z. B. Hans Mayer: »So ist hierzulande nie wieder studiert und diskutiert worden, niemals wurde die existentielle Bedeutung eines geistigen Lebens so offenkundig wie damals« (Bd. 1, S. 333). Nur daß bei Mayer der »Geist« als Instrument zur Bewältigung der Wirklichkeit erscheint, nicht als eigenes Reich oberhalb ihrer: Seine erste Rundfunksendung im Dezember 1945 bestreitet er mit Hemingway, Malraux und Eduard Claudius; 1948 inszeniert er ein Literaturgespräch mit Eugen Kogon und Elisabeth Langgässer über moderne Literatur, und das sind Musil, Kafka, Thomas Mann. Von Wiese findet erst in den fünfziger Jahren zur »zeitgenössischen Dichtung« (S. 248) und vergibt nun Literaturpreise an Langgässer, Bergengruen, Stefan Andres, Niebelschütz, Fr. G. Jünger, Britting, Penzoldt, Erhart Kästner, Ilse Aichinger.
 - 15 Sachliche und persönliche Distanz zu gewinnen, war für die, die im unmittelbaren Machtbereich eines solchen Ordinarius ihre wissenschaftliche Karriere begannen, oft nur mühsam und mit erheblichen Auseinandersetzungen möglich: eines der – in diesem Band nur indirekt dokumentierten – Subthemen des Symposiums.
 - 16 *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?* (s. o.).
 - 17 Conrady, S. 68.
 - 18 Ebd.
 - 19 Killy, S. 126.
 - 20 »Unpathetische Genauigkeit wurde unser schon beinahe wieder pathetischer Vorsatz« (Lämmert, S. 156). Dazu paßt, daß bei Conrady Curtius' *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948; 2. Auflage 1952) als epochemachendes Buch erscheint, aber nicht wegen seiner inhaltlichen Wendung zu einem antike- und traditionsorientierten Geschichtsbild, sondern wegen seiner »Solidität der philologischen Methode« (Conrady, S. 69).
 - 21 Lämmert, S. 152–163.
 - 22 Unseld (Anm. 16), S. 44 f.; 130 f.; 200 ff.
 - 23 Killy, S. 135 ff.
 - 24 Von den Jahren in Deutschland vor der Emigration berichtet ausführlich Bernhard Blume.

- 25 Vgl. die Kapitel »Treibgut«, »Neue Welt« und »Abenteuer wider Willen« in Egon Schwarz' Autobiographie.
- 26 Eindrückliche, selbstreflektierte Formulierungen dafür finden sich z. B. bei Bernhard Blume: »Im Gegensatz zu vielen, in Deutschland Gebliebenen habe ich das Dritte Reich weder verdrängt noch verarbeitet; offensichtlich lebt es in mir als unverheilte Wunde fort« (S. 108); er erzählt Studenten vom Nationalsozialismus: Der Erzähler habe Distanz, »der aber, von dem er erzählt, hatte diese Zeit als ein hoffnungslos Unterlegener durchlebt« (S. 132). Blume spricht am deutlichsten aus, was in den Texten der anderen ebenfalls präsent ist.
- 27 Vordriede, S. 388. Die Formel ähnlich bei Blume (S. 97): »Das Akademische bedeutete mir nicht sehr viel.«
- 28 Von den namhaften deutschen Gelehrten in den USA: Karl Viëtor, Melitta Gerhard, Martin Sommerfeld, Richard Alewyn, Wolfgang Liepe und Werner Richter hätte nur Viëtor eine seinem Rang entsprechende Stellung erhalten, alle anderen seien an kleine, wenig bedeutende Colleges gefesselt (Blume, S. 238).
- 29 Blume, S. 218 ff.
- 30 Mayer, S. 98–100. Der Text ist in der BRD erst 1965 bekannt geworden (Artikel »Literaturwissenschaft in Deutschland«, in: *Das Fischer Lexikon Literatur*, hrsg. v. H. Friedrich und W. Killy, Bd. II.1. Frankfurt am Main 1965 (S. 317–333) und hat dort bald große Wirkung entfaltet, was Mayer mit Genugtuung vermerkt. Fachgeschichtliche Interessen mußten sich bis dahin mit Wehrli's Anmerkungen »Zur Situation der Literaturwissenschaft« oder mit Dünningers Lexikon-Artikel begnügen (Max Wehrli, *Allgemeine Literaturwissenschaft*, Bern 1951, S. 9–24; Josef Dünninger, »Geschichte der deutschen Philologie«, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, Bd. I, 1952, Sp. 79–214, 2. Aufl. 1957).
- 31 Schwarz, S. 266 (Egon Schwarz, »Autobiographische Reflexionen über Literaturwissenschaft«, in: ders., *Dichtung, Kritik, Geschichte. Essays zur Literatur 1900–1930. Mit einem Vorwort von Helmut Kreuzer*, Göttingen 1983, S. 11–20, ist eine Ausschnittveröffentlichung aus dem vorigen).
- 32 Der Gegensatz wird von Schwarz selber thematisiert: Er habe seine Autobiographie bewußt auch deshalb geschrieben, um den vielen Autobiographien von Faschisten, Prominenten des Nationalsozialismus, »Mächtigen«, eine Darstellung aus dem »Gesichtspunkt der Beherrschten und Opfer« entgegenzustellen: »Zu zeigen, wie es jemand erging, dessen Leben aus der Bahn geworfen wurde, weil diese Mitläufer, diese halben oder ganzen Nazis eine Zeitlang die Dinge lenken konnten, liefert mir jedenfalls einen starken Antrieb« (S. 10). Anders als z. B. von Wiese erfährt Schwarz den Einbruch von Geschichte nicht als Bedrohung, vor der man sich im Geist in Sicherheit bringt – der vom Faschismus Betroffene kennt keine Sicherheit –, sondern als Herausforderung zu einer lebenslangen, auch ins Methodische hineinwirkenden Auseinandersetzung. Daß ein äußerlich erfolgreiches Leben nicht mit der penetranten Selbstwahrnehmung des Siegers einhergehen muß, sondern mit der Innensicht eines brüchigen, von Diskontinuitäten bedrohten und von Selbstzweifeln geplagten Ich verbunden sein kann, zeigen auch die Autobiographien der anderen Emigranten.
- 33 »Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, glich Deutschland einem Haufen rauchender Trümmer. [...] Nichts schien von der alten Ordnung übriggeblieben zu

sein als eine einzige Institution: die Universität, die sich weiter der hohen Achtung der Bevölkerung erfreute und sich mit unvermindertem Konservatismus an die Fortsetzung ihrer gewohnten Geschäfte machte« (Schwarz, S. 269). Diese Situation mache dann das Dilemma der Universität aus: »Aber diese erstaunliche Robustheit, diese scheinbare Unerschütterlichkeit erwiesen sich als Täuschung. Unter dem ehrwürdigen Efeu hatten die Mauern die gleichen Risse erhalten wie die anderen Institutionen, und in den sechziger Jahren brachen sie mit der sprichwörtlichen deutschen Gründlichkeit ein« (ebd.).

34 Ebd.

35 Wilhelm Voßkamp, »Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg«, in: *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten*, hrsg. von Wolfgang Prinz und Peter Weingart, Frankfurt am Main 1990, S. 240–247; hier S. 242.